

Die Sieben Todsünden

- 1.1 **Sündenlehre von gestern, Psychologie des Abgründigen heute – 2**
- 1.2 **Der Topos der Sieben Todsünden – 3**
 - 1.2.1 Warum sieben Todsünden? – 3
 - 1.2.2 Zur Geschichte der Sieben Todsünden – 4
- 1.3 **Psychologische Studien zu den Sieben Todsünden – 9**
 - 1.3.1 Spekulative Studien – 10
 - 1.3.2 Frühere empirische Studien – 11
 - 1.3.3 »Geiz ist nicht geil« – eine aktuelle Studie zu den sieben Todsünden – 14

1.1 Sündenlehre von gestern, Psychologie des Abgründigen heute

»Sünde« gilt nicht als psychologischer Begriff, sondern als theologischer, aus dem »die Luft der Vergangenheit« entgegenwehe (Schulze 2008, S. 9). Nichtsdestoweniger wird »Sünde« nicht nur in Kirchen verwendet, wo sich Katholiken auf die Brust klopfen und als »sündig« bezeichnen, sondern auch in der Werbung: »Ein Apfel aus dem Vinschgau ist immer eine Sünde wert«, oder in der Bestsellerliteratur, gemäß der »Mein Mann ... eine Sünde wert« ist (Haran u. Malsch 2006).

In gängigen Lexika der Psychologie (Peters 1997) findet sich »Sünde« nicht, wohl aber in religionspsychologischen Werken, die pathologisch übersteigertes Sündenbewusstsein abhandeln, oft verursacht durch tabuisierte Sexualität. Lämmermann (2006, S. 12) berichtet von einer jungen Katholikin, die, freudlos und in beschämenden Schuldgefühlen dahinlebend, an Unterleibskrämpfen litt, weil ihr von Kindheit an eingehämmert wurde, Sex sei ein »unheimliches, schlafendes Tier, das man nicht wecken dürfe« (vgl. Hood 1992). Reischies (2007) legte dar, dass pathologischer Versündigungswahn in den letzten Jahrzehnten zurückging – der Plausibilitätsverlust der Kirche zeitigte auch günstige Effekte.

Wie wahr es auch ist, dass »Sünde« ein antiquierter Begriff ist, der an muffige Beichtstühle erinnert, in die kaum jemand hineinkniet – »Sünde« war, ist und bleibt psychologisch bedeutsam. Denn die Reflexion über die Sünden war die Psychologie der menschlichen Abgründe (teils zugleich Vergnügen), bevor 1879 Wundt in Leipzig sein Laboratorium eröffnete und die wissenschaftliche Psychologie begründete. Es wäre Hochmut, vorausgegangenen Generationen psychologische Kompetenz abzusprechen (Schimmel 1997, S. 5). Seit dem Auftreten des Cro-Magnon-Menschen vor 30.000 Jahren veränderte sich die Struktur des menschlichen Or-

ganismus und des Gehirns nicht (Eaton, Konner u. Shostak 1988).

Für »Psychologie« waren über tausende Jahre die Schamanen zuständig, später Philosophie und Theologie, welche ihrerseits von der Kirche dominiert waren, die das Monopol über die Sünden innehatte – und dies erfolgreich. »Die frühen Philosophen waren zugleich die frühen Psychologen und Anthropologen« (D'Arms u. Kerr 2008, S. 39). Über Neid dachte auch der Kirchenlehrer Basilius der Große (330–379) nach, für ihn »eine Ausgeburt der Dämonen, ... ein Weg zur Hölle« (Kirchenväter, 1963, S. 562). Er predigte, der Skythe beneide nicht den Ägypter, sondern seinen Landsmann, und am ehesten den mit dem gleichen Beruf. Die moderne Psychologie des Neides (Smith 2008) bestätigte dies: Der Professor beneidet nicht den Rektor, sondern den Kollegen, der Drittmittel eingeworben hat, der Computerhändler den Konkurrenten nebenan, nicht Bill Gates (Alicke u. Zell 2008; Parrott 1991; Tesser 1991). Schon Aristoteles (1980, S. 117 bzw. 1388a) schrieb: »Verwandtes Blut versteht sich auch auf Neid und Hass.« Davon berichtet auch die Bibel: Hätte sich so giftiger Neid in Kain hineingefressen, wenn er gesehen hätte, wie Gott das Opfer eines Hohepriesters annahm und nicht das seines Bruders Abel? (Gen 4).

Viel mehr hat die moderne Psychologie des Neides nicht zutage gebracht (Caitlin et al. 2008). Im Gegenteil: Psychologie kann sich von der Weisheit der Vergangenheit bereichern und zu neuen Fragen inspirieren lassen. In ihrem Artikel über Strategien gegen Neid erwähnen Exline u. Zell (2008) spirituelle Faktoren nicht. Aber könnte es nicht sein, dass das spirituelle Trachten nach »ewigen und wahren Gütern« am nachhaltigsten davor bewahrt, neidisch zu werden? So der bereits erwähnte Basilius in seiner Predigt über »Vorbeugung gegen die Krankheit des Neides«, was neuerdings die Positiven Psychologen McCullough, Tsang u. Emmons (2002) bestätigen. Säkulare Psychologie, die die materialistische und hedonistische Ideologie einer narziss-

tischen Kultur nicht hinterfrage, könne »kein Heilmittel gegen Neid bereitstellen« (Schimmel 1997, S. 59).

Wie sehr spirituell-theologische Ausführungen zu den Todsünden psychologisch aufgeladen sind, zeigt sich auch an der Trägheit (*acedia*). Sie ist mehr als Faulheit oder Müßiggang. Schon Evagrius Pontikos (1972; 2007), ein frühchristlicher Eremit (345–399), beschrieb die »*acedia*«, die sich zum einen körperlich äußert: Schläfrigkeit, weiche Knie, trockene Kehle, Antriebslosigkeit (Augst 1990). Zum anderen psychisch: Langeweile, dass die Sonne stillzustehen scheint (Evagrius Pontikos 1972, S. 18), Unfähigkeit zu beten, zwanghafte unangenehme Gedanken, die den Mönch tiefer und tiefer ins Grübeln hinunterziehen – authentische Schilderungen heutiger »Depression« (Nolen-Hoeksema, Wisco u. Lyubomirsky 2008).

Beschrieben haben die Wüstenväter auch das Syndrom des hilflosen Helfers (Schmidbauer 1992): Mönche, die ihrer *acedia* entrinnen wollen, indem sie kranken Mitbrüdern eifrigst helfen, aber dies zu ihrer eigenen Befriedigung tun, die sie nicht erlangen (Crislip 2005, S. 152). Auch machten sie sich Gedanken zur Therapie: Wer in Trägheit abgesunken sei, solle sein Verhalten ändern, lange und inständig beten, sich regelmäßig körperlich betätigen. Zu Letzterem rieten auch die Autoren der psychiatrischen Studie »Smile«: Personen, die als klinisch depressiv diagnostiziert wurden, erfuhren die gleichen Verbesserungen ihres Befindens, wenn sie jeden Tag dreißig Minuten mit dem Rad gefahren waren (Blumenthal et al. 1999), wie solche, die Antidepressiva schluckten. Und nicht zuletzt riet Evagrius Pontikos (1972, S. 27), zwanghafte bedrückende Gedanken als falsch zu durchschauen – genau das intendiert die kognitive Therapie der Depression (Beck 2001).

Das erste Wort in der abendländischen Literatur, nämlich gleich zu Beginn der Illias, lautet »Zorn«, entfacht in Achilles, nachdem König Agamemnon befohlen hatte, die Konku-

bine Briseis müsse sein Zelt verlassen. Mit Zorn befassten sich auch die antiken Philosophen: Schimmel (1979, S. 320) zufolge dergestalt, dass die moderne Psychologie nicht nur viele ihrer Einsichten wieder erkennt, sondern »eine reiche Quelle von empirischen Beobachtungen, herausfordernden Hypothesen und einleuchtenden Behandlungstechniken findet«. Wenn ein Mensch im Zorn kocht, die Lippen fletschend und die Augen Hass versprühend, solle er sich – so Plutarch (1972) – im Spiegel betrachten: Er werde vor sich selber erschrecken und versuchen, ruhiger zu werden. Dass diese Intervention wirkt, bestätigten McCullough, Huntsinger u. Nay (1977): Sie zeigten einem Jugendlichen, der oft jähzornig aufbraute, Videomitschnitte seines Verhaltens, was diesen besänftigte.

Von den »Alten« zu lernen, wären insbesondere physikografische Sichtweisen psychologischer Phänomene. Gibt es eine plastischere Beschreibung eines Menschen, der im Zorn aufbraust, als die des römischen Philosophen Seneca (2007, S. 7)? »Die Augen lodern und blitzen, das gesamte Gesicht ist stark gerötet ..., die Lippen beben, die Zähne werden zusammengepresst, schaudernd stellen sich die Haare auf, der Atem geht stoßweise und zischend.«

Insgesamt: Es wäre Hochmut – auch eine Todsünde – früheren Generationen psychologisches Wissen über die menschlichen Abgründe, wie sie sich in den Sieben Todsünden symbolisch verdichten, abzusprechen. Warum aber kanonisierten sich gerade *sieben* Todsünden und nicht zehn oder zwölf?

1.2 Der Topos der Sieben Todsünden

1.2.1 Warum sieben Todsünden?

Diese Frage stellte sich auch der Gedächtnispsychologe Miller (1956). Nicht nur: Warum sieben Todsünden? Sondern auch: Warum sieben Weltwunder, sieben Noten der Musikskala, die

sieben Töchter des Atlas in den Plejaden, sieben Sakramente, die sieben Zwerge und Geißlein, die sieben Siegel etc.? Die naheliegende Antwort ist der Hinweis auf die Symbolik der »jungfräulichen« Primzahl Sieben. In nahezu allen Kulturen steht sie für Universalität und »Ganzheit«, sei sie moralisch (sieben Tugenden), kosmologisch (sieben Sphären), zeitlich (sieben Wochentage), jenseitig (sieben Himmel) oder biografisch (die sieben Lebensalter) (Chevalier u. Gheerbrant 1982, S. 861).

Miller (1956) vermutete, die magische Faszination durch die Zahl Sieben könnte auch gedächtnispsychologisch bedingt sein. Unsere Fähigkeit, Informationen zu bearbeiten, gerät an Grenzen, wenn wir gleichzeitig mehr als sieben Informationseinheiten beurteilen. Miller (1956) spielte seinen Versuchspersonen Töne vor und bat sie einzuschätzen, ob sie sich hinsichtlich ihrer Höhe unterscheiden. Er fand, dass die meisten nach mehr als sechs Tönen verwirrt waren und diese nicht mehr auseinanderhalten konnten. Seine nächste Annahme war, dass bei visuellen Stimuli mehr unterschieden werden kann! Miller (1956, S. 85) fand: Dies ist nur bedingt der Fall. Wurden visuelle Stimuli ganz kurz gezeigt, erschöpfte sich die Diskriminierbarkeit nach acht Motiven, wurden sie länger präsentiert, steigerten sich einige Versuchsteilnehmer bis zu zwölf.

Nicht nur bei Urteilen über Sachverhalte (speziell vergleichende Differenzierung) fand Miller die Sieben als »magische Schwelle«, sondern auch bei den Behaltensleistungen des Kurzzeitgedächtnisses. Ein einfacher Versuch zeigt dies auf eindrucksvolle Weise: Betrachten Sie zwei Sekunden lang die folgenden Zeichen und merken Sie sich so viele wie möglich, schließen Sie dann die Augen und listen Sie auf, was Sie behalten haben:

vo.t?wbgr5m2lc9yqönxa+b-sk

Die meisten Personen merken sich im Schnitt 7 ± 2 Zeichen. Daraus zog Miller (1956) den generellen Schluss, unsere simultane Infor-

mationsverarbeitungskompetenz sei auf Sieben plus/minus zwei »chunks« (bei Gedächtnisleistungen) bzw. »bits« (bei kognitiven Urteilen) begrenzt (vgl. Sauty u. Ozdemir 2003). Gibt es also gerade sieben Todsünden, damit wir uns diese auch (besser) merken können?

1.2.2 Zur Geschichte der Sieben Todsünden

Die Symbolik der »Sieben« begegnet im Zusammenhang mit Lastern in der babylonischen und persischen Zeit. Bloomfield (1952) vermutet, der Ursprung der Todsündenlehre liege im Motiv der vorgeburtlichen Seelenreise. Bevor die Seele in die Welt eintritt, müsse sie sieben Himmelsphären durchwandern. In jeder nehme sie einen guten Geist in sich auf, aber auch einen schlechten. Ein Nachhall findet sich beim Evangelisten Lukas, der schildert, wie Jesus aus Maria Magdalena *sieben* böse Geister austrieb (Lk 8,2; kursiv A.B.). Dezidiert aufgelistet werden sieben üble Geister im Testament der zwölf Patriarchen, einer apokryphen, nicht in die Bibel aufgenommenen Schrift. Vermutlich im zweiten Jahrhundert vor Christus entstanden, enthält sie die Abschiedsreden der zwölf Söhne Jakobs (Riessler 1984, S. 1151 f.). Der älteste, Ruben, erwähnt als Erstes Buhlerei, sodann Unersättlichkeit des Bauches, »der Geist des Streites in der Leber und der Galle« (Melancholie), als viertes Hoffahrt, schließlich Hochmut, Lüge und Unrecht.

Zahlreiche Autoren tradierten dieses Motiv, in je neuen symbolischen Bezügen, weiter. Der Verfasser des Corpus Hermeticum, Hermes Trismegistos (zwischen 100 und 300 n. Chr.), bezog die sieben Laster auf die sieben Planeten: Zorn auf Mars, Wollust auf Venus, Habgier auf Merkur (Bloomfield 1952, S. 49). Auch der Kirchenlehrer Tertullian (150–230) listete einen Lasterkatalog auf und verwendete als Erster den Begriff der »Todsünde«, an dem die Katholische Kirche bis heute festhält. Eine solche ziehe – so der Weltka-

techismus aus dem Jahre 1992 (Nr. 1874) – »den ewigen Tod« nach sich. Einige frühchristliche Autoren listeten acht schwerwiegende Sünden auf, so Cyprian von Karthago (210-258).

Evagrios Pontikos (2007) gilt als Vater der klassischen Todsündenlehre (Bacht 1984), ob- schon er den Begriff »Todsünde« nicht ver- wendete, sondern von »schlechten Gedanken« sprach und damit das kognitive Paradigma der Psychologie vorwegnahm. Um 345 am Schwar- zen Meer geboren, schloss er sich zunächst den Schülern des Origenes an, der einer der bedeu- tendsten griechischen Kirchenväter war. In der Mitte seines Lebens zog er sich als Eremit in die ägyptische Wüste zurück – damals eine Protest- bewegung gegen das Establishment ähnlich wie die Hippies von 1968. Dort verfasste er seine spirituellen Schriften, auch die Aufzeichnungen »Über die acht Gedanken«. Der Titel signali- siert, dass es dem Eremiten, von seinen Zeitge- nossen als hoch asketische Persönlichkeit ver- ehrt, weniger um faktisch ausgeübte Laster ging, sondern vielmehr um die zu ihnen führenden Kognitionen. Freilich, viele Passagen sind heu- te schwer goutierbar und atmen leibfeindlichen Geist, beispielsweise: »Der Anblick einer Frau ist ein vergifteter Pfeil; er verwundet die Seele und senkt sein Gift hinein« (Evagrios Pontikos 2007, S. 37 f.).

Im Einzelnen prangerte der Mönch Fress- sucht an, sodann Unzucht, die die »Seele ver- brenne«, und von der man erst geheilt sei, wenn man leidenschaftslos an Frauen denken könne. Geldgier, auch bei Mönchen, sei »die Wurzel al- ler Übel«. Der Zorn, in dem der Mensch die Zäh- ne fletsche: eine »wahnwitzige Leidenschaft«. Auch Kummer, die »Niedergeschlagenheit der Seele«, ist ein Laster, in dem der Mönch zur Kon- templation nicht mehr fähig sei. Ebenfalls nicht im Überdruß, dem er entfliehen könne, wenn er »ununterbrochen und kurzgefasst« bete. Die siebte Hauptversuchung ist eitle Ruhmsucht, vor der auch Mönche nicht gefeit seien. Abgeschlos- sen wird der Lasterkatalog mit dem Hochmut,

■ Tab. 1.1 Die Platonische Lehre der dreigeteilten Seele

Seelenteil nach Platon	Todsünden
Epiythymia (körperliche Begierde), lokalisiert im Bauch	Völlerei, Wollust, (Geld-) Gier
Thymos (Lebenskraft, Gemüt), lokalisiert in der Brust	Zorn, Kummer, Überdruß
Nous (Verstand), lokalisiert im Kopf	Ruhmsucht, Hochmut

»eine Geschwulst der Seele«, »voll von Eiter«. Hinter diesem Katalog steht die Platonische Leh- re der dreigeteilten Seele (■ Tab. 1.1).

Wie andere frühchristliche Mönche dachte Evagrios Pontikos darüber nach, ob sich Tod- sünden Tageszeiten zuordnen lassen. Die Stunde der Wollust sei der frühe Morgen – verständlich, wenn viele Mönche am Morgen erigiert auf- wachten. Der Dämon der Trägheit (Augst 1990, S. 179) falle den Mönch in der Mittagsstunde an, wenn die Sonne am Himmel stehen zu bleiben scheine und der Ermattete, dessen Blut in Magen und Gedärme herabgezogen wird, starr aus dem Fenster blicke – eine einprägsame Beschreibung der postsedativen Müdigkeit.

Johannes Cassian brachte die Todsünden nach Mitteleuropa. Um 360 südlich der Donau- mündung geboren, pilgerte er als junger Priester nach Ägypten und wurde Schüler von Evagrios. Um 400 verließ er nach theologischen Streitigkei- ten Ägypten und wurde von Johannes Chrysos- tomos, Kirchenlehrer und Bischof in Konstanti- nopol, nach Rom entsandt. Von dort zog er nach Marseille, um ein Männer- und Frauenkloster zu gründen. Aus Ägypten brachte Johannes Cassian nicht nur seine Mönchsregel mit, sondern auch die von Evagrios inspirierte Achtlasterlehre, die er in »Über die Heilmittel der acht Hauptlaster« systematisierte. Diese war anfänglich nur für Mönche bestimmt, wurde aber alsbald weit ver- breitet und auch für Laien normativ. Er ist der

»Vater des Konzepts der Todsünden im Westen« (Bloomfield 1952, S. 72).

Aus acht werden sieben: Für die weitere Geschichte der Todsünden entscheidend wurde Papst Gregor der Große (540–604) (Stelzenberger 1933, S. 379–402). In seinem Kommentar zum biblischen Buch Hiob, »Moralia«, reduzierte er, von zahlensymbolischen Überlegungen geleitet, die acht Todsünden auf sieben. In einer Exegese zu Lk 7,36–50 (Maria von Magdala salbt Jesu die Füße) bezeichnet er die sieben aus ihr ausgetriebenen Geister »als Gesamtheit der Laster« (Gregor der Große 1998, S. 619). An den Beginn seiner Liste stellte er, der sich als Papst »Diener der Diener« nannte und so anreden ließ, den Hochmut. Dieser war schon für Augustinus (1978, S. 66) »der Anfang aller Sünde«, weil der stolze Mensch – wie die gefallenen Engel – sich von Gott abwende und sich gegen ihn auflehne (Sir 10,12). Stolz sei »Königin« und »Mutter« der weiteren Todsünden: Zorn, Neid, Habgier, Trägheit, Völlerei und Wollust. Die fünf Ersten bezeichnete er, wie schon Johann Cassian, als geistige Sünden, die beiden Letzten – sich den Bauch vollschlagen, der Wollust frönen – als fleischliche. Jede Todsünde hat Gregor dem Großen zufolge sieben Sprossen. Die Wollust: »Blindheit des Geistes, Verblendung, Unbeständigkeit, plötzliches Herabfallen, Selbstliebe, Müßiggang Gott gegenüber, Verzweiflung wegen der Vergänglichkeit« (Stelzenberger 1933, S. 384).

Der Kanon der Sieben Todsünden brauchte Zeit, um sich durchzusetzen. Die Bußbücher und Predigten des frühen Mittelalters warnen, auf Johannes Cassian rekurrierend, vor acht Hauptlastern (Stelzenberger 1933, S. 382). Aber allmählich etablierte sich die Siebenzahl, nicht nur aufgrund der Wirkung der »Moralia« von Gregor dem Großen, sondern auch aufgrund des Universalgelehrten Isidor von Sevilla (560–636), dessen Enzyklopädie im Mittelalter von den Mönchen eifrig abgeschrieben wurde (Bloomfield 1952, S. 77 f.). Wirkungsreich war Petrus Lombardus (1095–1160), gegen Ende seines

Lebens Bischof in Paris, das geistige Zentrum der damaligen Welt. Seine »Sentenzen« waren jahrzehntelang die theologische Autorität und listeten sieben Hauptlaster auf. Auch für Thomas von Aquin (1225–1274) galt die Rede von »sieben Hauptlastern« als »zutreffend« (Aquin 1985, S. 414; STh 2 II 119). Im Einzelnen benannte er »Hoffahrt, Geiz, Unkeuschheit, Neid, Gauenlust, Zorn und Wirkscheu«. Diese Laster hätten, was motivationspsychologisch relevant ist, »erstbewegenden Charakter«. Sie seien die »Wurzeln« konkreter Verfehlungen und können psychologisch als »traits« (Neigungen) charakterisiert werden. Die »geistigen Sünden« hielt Thomas von Aquin (1985, S. 386; STh 2 II, 154, 3) für schwerwiegender als die fleischlichen, in denen sich der Mensch zu sehr seinem Körper zuwende, während er sich in den geistigen von Gott abkehre.

Die wirkungsreichste Gestaltung der sieben Todsünden verdanken wir Dante Alighieri (2007) in seinem zweiten Buch des weltliterarischen Klassikers »Die Göttliche Komödie« (romanhafte Nacherzählung: Seckinger 2006). In seiner Schilderung des Purgatoriums (Fegefeuer), das er sich als terrassenartigen Läuterungsberg imaginierte, reiht er die sieben Todsünden ähnlich wie Gregor der Große. Er beginnt mit den Qualen der Stolzen, die riesige Steine auf ihren Schultern tragen müssen, sodass sie ihr Angesicht nicht mehr hoffärtig erheben können. Auf der zweiten Terrasse werden die Neidischen geläutert, indem ihnen die Augen mit einem Eisendraht zugenäht werden – dass Neid eine Sünde des Auges ist und sich in scheelen, bösen Blicken zeigt, begegnet uns in vielen Kulturen (Lindholm 2008; Haubl 2001, S. 67 ff). Auf der dritten Terrasse irren die Zornigen in saurem Rauch umher, sodass ihre Augen ätzend brennen und sie nichts sehen – Zorn macht blind. Die Trägen werden, 500 Jahre lang, auf der vierten Stufe geläutert, indem sie ständig und rastlos um den Berg herumrennen müssen. Wer in seinem Leben habgierig oder verschwenderisch war,

muss auf der fünften Terrasse mit dem Gesicht nach unten liegen, kann sich nicht bewegen und nicht aufblicken, weil die Habgier das Trachten nach himmlischen Schätzen verwehrt. Auf der sechsten Terrasse leiden die Büßenden, die der Völlerei ergeben waren. Bis auf die Knochen abgemagert, müssen sie stets an einem Baum mit köstlichen Früchten vorbei, ohne diese erhaschen zu können. Im letzten Ring brennen die Wollüstigen, aber ohne dass ihnen ein Haar versengt wird: die Bewohner von Sodom und Gomorrha, Pasiphae aus der griechischen Mythologie, die in Liebe zu einem Stier entbrannte und den Minotauros gebar. Am Ende des Weges umfängt den Erzähler und seinen Begleiter Vergil ein traumlos tiefer Schlaf. Für die künstlerische Gestaltung der sieben Todsünden wurden die Darstellungen Dantes zum klassischen Vorbild. Erinnert sei an die Illustrationen von Botticelli, des britischen Künstlers John Flaxman (18. Jahrhundert), Joseph Anton Koch und Gustave Doré.

Aufgrund der vom 4. Laterankonzil im Jahre 1215 eingeführten jährlichen Beichtpflicht – empfehlenswerterweise vor Ostern (Denzinger 1991, Nr. 812) – wurde das Bewusstsein der Christen für ihre Sündhaftigkeit gesteigert. Die Todsünden kamen »endgültig im Alltag an« (Schulze 2008, S. 117). Das ausgehende Mittelalter, regelmäßig von epidemischen Ängsten heimgesucht – nicht nur vor Pest und Türken, sondern auch vor Höllenstrafen (Delumeau 1985) –, war ein guter Boden für Sünde im Allgemeinen und die Todsünden im Speziellen. Zusehends häufiger wurden sie künstlerisch gestaltet (Überblick: Jacob-Friesen 2007). Bekannt sind die Wandgemälde von Giotto in der Arena-Kapelle in Padua. Sie zeigen nicht alle klassischen Todsünden, sondern Zorn, Ungerechtigkeit, Untreue, Unbeständigkeit, Verrücktheit, Neid und Melancholie, Letztere als alte, an einem Strick aufgehängte Frau, deren Arme kraftlos herunterhängen. Die kreisförmige Darstellung von Hieronymus Bosch ist eine der bekanntesten. Sie zeigt die Völlerei als wanstigen Mann, der an einem mit Speisen

überdeckten Tisch sitzt und in die Hähnchenkeule beißt. Der Neid ist ein scheel blickender Mann, der sieht, wie der Nachbar pralle Getreidesäcke in die Scheune trägt. Weite Verbreitung fanden, nach der Erfindung des Buchdruckes, Druckgrafiken zu den Todsünden. Auf einer davon ist die Wollust eine verführerische Frau mit wohlgeformtem Po, der Stolz eine hoch zu Ross sitzende Reiterin mit einer Tiara – eine kritische Anspielung auf den Hochmut des Papstes (Jacob-Friesen 2007, S. 69).

Im mittelalterlichen Denken war es üblich, symbolische Bezüge herzustellen, so beispielsweise zu Tieren, denen zum einen die Lebensalter zugeordnet wurden – das Knabenalter einem Zicklein, das Greisenalter dem Esel – zum anderen die Todsünden (Bloomfield 1952, S. 245ff). Die Trägheit reitet auf einem Esel daher, die Völlerei auf einem Schwein, die Wollust auf einem Ziegenbock. Das Kamel steht für Gier, der Wolf verkörpert Neid, der Löwe Zorn und der Hahn, stolz seinen Kopf in die Höhe reckend, die Hoffahrt.

Üblich war auch die Zuordnung der Todsünden zu den Wochentagen (Capps 1987, S. 12f). Am Sonntag bedrohe Stolz den Menschen, wenn er sich in der Liturgie Gott nicht unterwerfe. Der Tag des Neids sei der Montag, der des Zorns der Dienstag. Die Trägheit, speziell die spirituelle, bedrohe den Menschen am Mittwoch, weil er zeitlich am weitesten vom Sonntag entfernt ist. Wenn der Mensch seine Spiritualität verloren habe, sei er am Donnerstag gefährdet, nach Gütern zu gieren, und sich am Freitag, wenn er an sich zum Fasten verpflichtet wäre, der Völlerei hinzugeben. Wollust ist die Sünde des Samstags.

Gemäß der klassischen Moralthologie sind die Sieben Todsünden weniger Handlungsmaterien, sondern Dispositionen: verwerfliche Neigungen (Scheule 2001, S. 26). Allein schon entsprechende Regungen erzeugten vielfach das lähmende Gefühl von Sündhaftigkeit. Der Grazer Moralthologe Schaupp (2006) hält für die jüngere Kirchengeschichte fest: »Die Todsünde

wurde zu einem Instrument der Disziplinierung; dadurch kam es auch zu einer Nivellierung der ‚wirklichen‘ Sünden.« Dies gilt nicht nur für die katholische Kirche, in deren Beichtstühlen seit dem Konzil von Trient (1545) die Gläubigen gefragt wurden, wie sie es mit ihren Wünschen und Begierden hielten, sondern auch für Strömungen innerhalb des Protestantismus. Auf niederländischen Küchenbildern des 17. Jahrhunderts, von calvinistischen Künstlern gemalt, kriechen Fliegen und Käfer auf den Speisen, Symbole des Teufels (Schulze 2008, S. 119). Das meiste, was den Menschen Spaß macht – sich den Bauch vollschlagen, in Lust erbeben, stolz den Kopf in die Höhe recken – bedeutet gemäß der Todsündenlehre: Schuld! Das faktische Christentum sei – so der jüdische Philosoph Kleinberg (2008, S. 10) in seinem Essay über die Todsünden – »Arznei gegen die Sünde. Tilge die Sünde, und das Christentum verliert seine *raison d'être*.« Es ist erschütternd, Beicht Erinnerungen zu lesen, die Männer und Frauen, um 1920 geboren, dem Kulturhistoriker Scheule (2001) anvertrauten: »In meinen kindlichen Sorgen um meine Sünden stand ich mit schlotternden Knien unter den Schulkindern vor dem Beichtstuhl« (ebd. 55). Bis auf den heutigen Tag beten die zahlenmäßig immer weniger werdenden katholischen Kirchgänger: »Durch meine Schuld, durch meine Schuld, durch meine große Schuld«.

Predigte die spätantike und mittelalterliche Kirche die Todsünden nur, um Menschen in lähmende Schuld zu treiben und sie gefügig zu machen, wie dies Schulze (2008) in seinem Buch über die sieben Feinde des schönen Lebens nahelegt? In seiner Rezension verwies Kaube (2006) darauf, Schulze (2008) habe nicht nur den Sündenkatalog, sondern die vormoderne Religiosität generell zu einem böartigen Angriff auf die Menschen und ihre »harmlosen« Eigenschaften dämonisiert. Erfüllte die Warnung vor den Todsünden nicht auch eine stabilisierende Funktion, insbesondere die, das Überleben von Benachteiligten zu sichern? Wenn oft Hungers-

nöte wüteten und viele mit leerem Magen schwer arbeiteten, war es sinnvoll, Mäßigung im Essen anzumahnen und auch durchzusetzen (Vaskovics 2007, 94). In einer Gesellschaft, in der nur Begüterte Kinder angemessen ernähren konnten – und bevor es Kondom und Pille gab –, war es naheliegend, vor- oder außereheliche Sexualität zu reglementieren. Und die Gier von wenigen verschärft nicht erst in heutiger Zeit die Ungleichverteilung. Im Interesse der Allgemeinheit musste im Mittelalter davor gewarnt werden. Kein Zufall, dass die Habsucht umso verwerflicher eingeschätzt wurde, je mehr das Handels- und Bankenwesen (einiger weniger) florierte (Geisen 2007, S. 140f), und zwar mit dem biblischen Verweis auf 1 Tim 6,10: Habgier sei die Wurzel aller Übel (Emmerich 2004, S. 7).

Eine weniger drohende Sicht der tödlichen Sieben setzte sich erst in der Neuzeit durch, gleichzeitig mit technischen, medizinischen Errungenschaften, die das Leben erleichterten und die Ressourcen (Nahrung) erhöhten. Die Humanwissenschaften, insbesondere die Psychologie, begannen sich von Philosophie und Theologie zu emanzipieren. Sie transformierten Todsünden in menschliche Bedürfnisse und rechtfertigten sie als »natürlich« (Lieblich 2008). Masturbation, wofür Unzählige zu verblöden und im Jenseits gefoltert zu werden glaubten, schlimmstenfalls mit feurigen Zangen an den Genitalien, wurde bei Freud (1969, S. 312) zu einer aufgrund der unvermeidlichen Libidostauung verständlichen »Perversion«. Selbst Mediziner raten, sich gelegentlich Lust zu verschaffen (s. ► Kap. 8.1). Fettleibigkeit gilt allenfalls in religiös-fundamentalistischen Zirkeln als Sünde gefräßiger Männer und Frauen (Gard u. Wright 1996), ansonsten gilt sie eher als Störungen des Leptin- und Melanocortinhaushaltes (Clément 2006). Und Zorn? Er sei »allgegenwärtig«, »ein universaler mörderischer Cocktail von Adrenalin, Kortisol und Testosteron«, eingeschrieben in den evolutionär ältesten Verhaltensmustern –

und damit zutiefst menschlich (Kleinberg 2008, S. 117).

In der Aufklärung und Säkularisierung wurden künstlerische Darstellungen der Todsünden seltener (Jacob-Friesen 2007, S. 82). Erst im 20. Jahrhundert werden sie wieder häufiger, jedoch losgelöst von kirchlichen Bezügen und nicht mehr mit Höllenstrafen drohend. Marc Chagall zeichnete die Gesichter der Sieben Todsünden oberhalb seines Selbstporträts, humorvoll und heiter (Jacob-Friesen 2007, S. 72), Salvador Dalí als bunte und fantastische Gestalten, teils menschlich, teils tierhaft (Jacob-Friesen 2007, S. 46 f). Eher klassisch, aber voller zeitkritischer Bezüge sind die bekannten »Sieben Todsünden« von Otto Dix. Der auf dem krummen Rücken des Geizes (eine alte Frau) sitzende, gelb gekleidete Mann mit scheelem Blick (Neid) trägt einen Schnurrbart wie Hitler. Die Trägheit – von Dix als sensenschwingender Tod dargestellt (Tod des Herzens) – schreitet in SS-Uniform daher.

Aktuell begegnet uns das Motiv der Sieben Todsünden erotisch aufgeladen und werbend. Im neuen Bahnhof in Wels (Oberösterreich) lockt die Leuchtschrift »Sieben Todsünden« in eine Boutique mit Reizwäsche. Der Starfotograf Frank Nesslage (2006) veröffentlichte einen Band mit erotischen Aufnahmen, gegliedert nach den Sieben Todsünden, »Invitation to Sin« betitelt. Auf dem Cover ist eine schwarzhaarige Mulattin zu sehen, nackt auf dem Boden liegend, die Zungenspitze zwischen prallen Lippen lockend, in den Händen einen grünen Apfel – darüber die namentlich aufgelisteten Todsünden »Stolz, Trägheit ...«

Zusammenfassend kann gesagt werden: Die sieben Todsünden – die »Psychologie« des Menschlich-abgründigen vor der akademischen Psychologie – weisen eine mehr als dreitausendjährige Tradition auf. Diese beginnt in der babylonischen Dämonologie gut 1500 Jahre vor Christus. Im Lauf der Geschichte erfolgten Modifikationen. Der Wettstreit zwischen acht und sieben Hauptlastern ging zugunsten Letzterer

aus. Auch änderte sich die Wertung einzelner Todsünden. Stolz war im frühen Mittelalter das Laster schlechthin, weil die Kirche im Anspruch des Menschen, über sich selbst zu bestimmen, den ärgsten Feind erblicken musste (Bloomfield 1952, S. 93f). In einer illustrierten Fassung der »Psychomachia« – eine mittelalterliche Anleitung für tugendhaftes Leben – ist eine baumartige Darstellung der Todsünden zu sehen: Der Hochmut als Wurzel, aus der alle anderen Laster sprießen (Jacob-Friesen 2007, S. 54). Im Hochmittelalter hingegen trat die Verwerflichkeit der Habgier in den Vordergrund, Huizinga (2006) zufolge aufgrund der Intensivierung des Handels. Trägheit wurde umso stärker als Todsünde angeprangert, je mehr sich in der Moderne die protestantische Ethik durchsetzte (Weber 2006), die die Menschen antrieb, keine Minute ungenützt verstreichen zu lassen (Lyman 1989, S. 23). Davor warnten die Puritaner, weil der Müßiggänger von schwülen Fantasien angestachelt werde und leichter Versuchungen erliege. Die folgenschwerste Veränderung bewirkte die Psychologie: Sie transformierte die Todsünden in natürliche Bedürfnisse und begann sich dafür zu interessieren, wie Menschen den Todsünden gegenüber eingestellt sind (Lieblich 2008).

1.3 Psychologische Studien zu den Sieben Todsünden

Obschon die Todsünden eine jahrtausendelange Tradition aufweisen und voller Psychologie stecken, wurden zu ihnen nur wenige psychologische Studien durchgeführt. Ein Vorreiter war der Pastoralpsychologe Donald Capps (1987), der die Todsünden in das entwicklungspsychologische Phasenmodell von Erikson (2008) einfügte (► Abschn. 1.3.1). Gelegentlich wurde auch erfragt, für wie verwerflich Männer und Frauen die Todsünden einschätzen und unter welchen sie, wenn überhaupt, leiden (► Abschn. 1.3.2). Ab-

Hohes Alter								Melan- cholie
Erwachsene							Trägheit	
Junge Erwachsene						Wollust		
Jugendlicher					Stolz			
Schulkind				Neid				
Kind im Spielalter			Gier					
Kleinkind		Zorn						
Säugling	Völlerei							

■ Abb. 1.1 Todsünden im Lebenslauf

schließlich werden die Ergebnisse der Salzburger Studie des Autors dargestellt (► Abschn. 1.3.3).

1.3.1 Spekulative Studien

■ Todsünden im Lebenslauf

Einer der ersten Psychologen, der die Todsünden für aktuell hielt, obschon das Sündenbewusstsein – von Kirchen pathogen gefördert – schrumpfte (Menninger 1973), war Donald Capps (1987) (■ Abb. 1.1). Er würdigte sie als geeignete Checkliste, um eigene Schatten und Abgründe zu prüfen. Spekulativ bezog er sie auf die Lebensabschnitte, wobei er sich an den klassischen acht Phasen der Epigenese von Ich-Identität nach Erikson (2008) orientierte. Dies erforderte, eine zusätzliche Todsünde aufzunehmen: die Melancholie, wie sie auch in älteren Katalogen enthalten war, so bei Evagrius Pontikos (2007) (► Abschn. 1.2.2).

Die Entwicklungsaufgabe des Säuglingsalters besteht darin, Urvertrauen in die Welt aufzubauen. Stelle sich Ur-Misstrauen ein, versuche der Säugling, dieses durch unmäßige Nahrungs-

aufnahme zu bezwingen. Im zweiten Entwicklungsabschnitt gewinnt das Kleinkind bestenfalls Autonomie, indem es lernt, selber zu gehen, die Schließmuskeln zu beherrschen. Gelingt dies nicht, werde es beschämt und gerate, weil die Kontrolle verlierend, in Zorn (Capps 1987, S. 30). Um das vierte Lebensjahr steht die Entwicklungsaufgabe der Initiative an, speziell im Spiel, um lähmender Schuld zu entgehen, aber auch der Gier, für Capps (1987, S. 37) unrealistische Ambitionen, die den Menschen okkupieren. Neid stelle sich im Schulkindalter bzw. im Stadium »Werksinn versus Minderwertigkeitsgefühl« ein, wenn das Kind realisiert, weniger zu können als andere. Wenn dies motiviere, sich mehr anzustrengen, fördere Neid die Entwicklung.

Die psychodynamische Gefährdung im Jugendalter besteht darin, entweder eine tragfähige Ich-Identität zu verfehlen (Identitätsdiffusion) oder arrogant und stolz zu werden. Dies führt in soziale Isolation und erschwert es, die Entwicklungsaufgabe des sechsten Abschnitts zu bewältigen: intim zu werden. Die dortige Gefahr ist, den Partner als Objekt zu missbrauchen, sa-

Geiz, Trägheit, Neid & Co. in Therapie und Seelsorge

Psychologie der 7 Todsünden

Bucher, A.A.

2012, XVI, 232 S. 12 Abb., Hardcover

ISBN: 978-3-642-04906-4